



Von der Stadt und von manchen Wäldern

Velimir Ilišević

Y – Z Atop Denk 2026, 6(9), 3.

Abstract: Diese Auswahl kurzer Texte versammelt poetische Bilder, in denen sich die visuelle Sensibilität eines Malers in eine literarische Form überträgt, die Berlin gewidmet ist.

Keywords: Berlin, historische Ereignisse und Persönlichkeiten, Rhythmus der Stadt, künstlerische Sensibilität, poetische Bilder

Copyright: Velimir Ilišević | *Lizenz:* CC BY-NC-ND 4.0

Link: <https://www.y-zeitschrift.de/kuenstlerisches/238-ilisevic-2026-09>

Großväter

Als wir uns nach Jahren wiedertrafen, erkannte mich der große Schriftsteller auf den ersten Blick nicht.

Ja, die Zeit ist vergangen, und viele Menschen gingen an uns vorbei – das wunderte mich nicht. Ich selbst war inzwischen grau geworden und trug einen Bart; Falten hatten sich ins Gesicht gelegt, und vielleicht war ich an diesem kalten Tag auch ein wenig fremd und anders für mich selbst. So sagte er, als ich vor ihm stand – er hatte nicht damit gerechnet, mich in Berlin zu treffen, deshalb war ich ihm zunächst nicht präsent. Wie sollte er nach all dem gerade jetzt und hier an mich denken?

„Warum hast du mir nicht geschrieben, dass du jetzt hier bist? Malst du noch? Wie geht es dir? Warum bist du hier?“ – damit rechtfertigte er seine Verwirrung.

Ob ich ganz zufällig in Berlin war oder ob alles irgendwie vorbereitet wurde, weiß ich bis heute nicht. Wenn ich mich umschaue und mein Schuh auf das Pflaster trete, scheint mir nichts zufällig zu sein. Es ist, als sei ich hierhergekommen, um etwas zu vollenden, das einst begonnen wurde.

Und in Berlin begann diese Geschichte von mir.

Zum Haus, in dem meine Familie damals lebte, führte ein Pfad, der durch den Wald geschlagen war. Die Dorfbewohner gingen hindurch, und man konnte auch zu anderen, über die Hügel verstreuten Häuser gelangen.

Wer nicht aus dem Dorf kam, musste von jemandem gebracht werden. Die anderen strömten nicht gerade in diese abgelegenen Gegenden.

Die deutschen Soldaten fanden den Weg von selbst. Eines Tages glänzten ihre Helme vor dem Haus in der Sonne. Die Großmutter und sechs Kinder hielten auf der Schwelle inne.

Wohin sollte sie gehen, wenn der Krieg vor der Tür stand und die Deutschen sich im Hof niederließen und sprachen?

Und es gab keinen Ausweg – überall war es dasselbe.

Der Großvater war bereits im Krieg. Männern sagt man das schnell, und sie werden dorthin gebracht, wo man sie braucht. Und die Großmutter – mit den Kindern. Sie blieb zurück, um das Haus zu bewachen. Alles das erzählte mir mein Vater.

Was sie gefragt wurden, konnte sie nicht wissen. Was sie geben sollten, war nicht mehr wichtig. Sie gab, was sie vor ihnen nicht verbergen konnte. So wurde niemand getötet. Sie aßen, zahlten und gingen.

Weder konnte sie mit dem Geld etwas anfangen, noch wussten die Deutschen, wofür sie in einem Land, das sie besetzt hatten, bezahlen sollten.

Aber sie zahlten trotzdem.

Im nächsten Jahr wurde Berlin wieder zornig. Wer noch lebte, musste fliehen. Wenn Berlin zornig ist – das wusste man schon aus dem Krieg

vorher – kann es nichts Gutes bringen. Vergeblich läuten die Glocken der Kirche – selbst Gott tritt einen Schritt zurück, bis der Zorn sich gelegt hat.

Diesmal trieben sie alle auf den Kozara. Menschen und Vieh. In die Flucht.

Tagelang floss Blut über diese Hügel.

Zum Haus am Waldrand kehrte nur mein Vater zurück. Er kämpfte sich durch den Ring hindurch. Und er erzählte mir – ein Deutscher hatte ihn gesehen. Als er zusammengesunken und noch kleiner war als das Kind, das er eigentlich war, ging er neben ihm vorbei. Er sah ihn – und ließ ihn dann passieren. So entkam er dem Ring. Allein.

Was aus den Soldaten wurde, die Berlin in die fernen Hügel geschickt hatte, weiß man nicht. Viele blieben unter Laub begraben, andere erzählten, als sie zurückkehrten, zitternd vom Schreck der Erinnerung, sicher von diesen Wäldern.

Wenn ich durch diese Stadt gehe, die Menschen beobachte, denke ich an unsere Großväter.

Wie seltsam das ist, denke ich.

Derjenige, der meinen Vater vorbeigehen ließ, ließ auch mich auf diese Welt kommen.

Darum bin ich wohl auch in Berlin.

Nur hier kann diese Geschichte mit mir allein weitergehen.

Hier, wo sie einst begonnen wurde.

Genau das könnte ich ihm sagen, wenn ich den großen Schriftsteller einmal wieder treffe.

Damit er genau weiß, warum ich hier bin.



„Verschobener Wald“ (2020), Öl auf Leinwand, 160 x 160 cm.

Arena ohne jemanden

Am Abend gehen in den Wohnungen um uns herum die Lichter an.
Erst dann wird sichtbar, dass überhaupt jemand in deiner Nähe lebt.

Du bist von deiner eigenen Hausnummer umhüllt, und sobald du das Treppenhaus betrittst, verschwindet die Welt draußen fast vollständig. Nicht nur für dich, sondern für alle. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt, und die kurze Zeit zwischen Arbeit und Zuhause ist schnell verbraucht.

Und im zweiten Stock, erst recht, wenn du hinter dir die Tür verriegelst, brauchst du ehrlich gesagt niemanden mehr. Diese paar Quadratmeter gehören dir, und hier endet alles.

Der Rest bleibt draußen und wartet bis zum Morgen.

Nur über den Balkon hast du noch Kontakt zu den anderen.
Über Blicke.

Wenn sich das Gebäude, in dem du wohnst, zusammen mit deinen Augen umdreht und hinter seinen eigenen Rücken blickt, siehst du den grasbewachsenen Park, um den sich die Hinterseiten eben solcher Gebäude sammeln wie es selbst eines ist.

Ihre Gesichter sind den Straßen zugewandt, und von der Straße aus sieht man hierher nichts.

Vom Balkon aus aber – sehr viel. So wissen wir, dass auch die anderen leben, und nur so können wir einander in die Leben schauen.

Hier, hinter diesen Gebäuden, ist die Arena.

Hier sind die Tribünen angebracht – hier sind Publikum und Akteure.
Und alles ist umgekehrt.

In der Arena geschieht so gut wie nichts.

Wenn überhaupt etwas geschieht, dann in diesen Wohnungen, auf den Balkonen und in den Menschen, die in ihnen leben.

In der Arena ist Gras gewachsen, darunter liegt eine Tiefgarage, und das ist alles. Keine Menschen, keine Kinder, nur manchmal ein verirrter Vogel.

Sobald die Nacht ihren Mantel ausbreitet und die Stadt unter ihre Achsel nimmt, gehen die Lichter an.

Dann erwachen die Gebäude zum Leben, und sofort wird sichtbar – jede Wohnung wird zu einer Festung für sich.

Hier kommt man nicht leicht hinein.

Stadt, Arbeit und das Leben mit anderen bleiben auf der Straße zurück, überlassen jenen, die sie noch eine Weile mit sich tragen, bevor sie mit dem Schlüssel die Tür ihres Verstecks schließen.

Drinne aber sind andere Gerüche, andere Musik, andere Gewohnheiten, andere Weine, die am Tisch getrunken werden... andere Lieder und andere Tränen, die ihretwegen vergossen werden.

Während ich diese Vielfalt betrachte, frage ich mich: Wo gehöre ich selbst in diesem Farbenreichtum hin?

Wie ist es für sie, wenn sie zu mir hinüberblicken – was sehen sie, was es bei ihnen selbst nicht gibt?

Und in jedem dieser Fenster glimmt dasselbe Licht.

Und genau dieses Licht verbindet all diese Wohnungen und all diese menschlichen Leben – das Licht des Fernsehbildschirms.

Die schönsten Teile der Wohnung sind dem Licht vorbehalten, das heute alle brauchen.

Damit es den Menschen leuchtet und sie zugleich im Dunkeln hält.



„Tisch“ (2026), Pastellkreide, 42 x 30 cm.

Die Wohnung

Heute Morgen hat irgendein Hund die Stadt geweckt. Sein Bellen durchtrennte die Stille wie eine Schere. Deutlich hörte ich das Echo seiner Zähne, die unter meinem Fenster mitten in meinen Schlaf schlugen.

Als hätte er damit einen Befehl herausgebellt, setzte sich alles in Bewegung.

Die Sonne erschien, halb und aus der Ferne, mit ihrer Stirn, und gleich hinter ihr kamen die ersten Züge, Autos, dann die Menschen.

Durch die Vorhänge drangen die Schwerter des Morgens in mein Zimmer, wie in jenem Hollywoodfilm, um den Tag zu übernehmen.

Sie durchschneiden die Luft, das Bett, dann mich, und bleiben schließlich an der Wand stehen.

Ich muss über diese Bilder lachen. Jetzt werde ich in den Tag springen, ihn beginnen und ihm sein Schwert entreißen.

Je älter ich werde, desto wichtiger werden mir die Rituale des Morgens.

Mein Dehnen, Strecken und all jene uralten östlichen Übungen, die wir heute zu Hunderten auf Instagram sehen, sind zu einem Teil dieses von mir begonnenen Alters geworden. Bei diesen Übungen blättere ich auch den vergangenen Abend noch einmal durch, und das letzte Glas Wein kommt mir nun vor, als sei es eines zu viel gewesen. Doch sobald die ersten Schweißtropfen erscheinen, weiß ich, dass alles gut ist und dass man so bis in alle Ewigkeit weitermachen könnte.

Kurz nach acht waren zunächst laute Männerstimmen im Treppenhaus zu hören. Ungewöhnlich, denn obwohl der Morgen schon weit fortgeschritten war, hatte ich einen solchen Lärm im Hausflur noch nie gehört.

Sie trugen etwas hinein, hastig und in mehreren Gängen.

Dann begann ein noch größerer Lärm, ein Zerbrechen, Zerschlagen, Schläge wie von einem schweren Hammer.

Erst da erinnerte ich mich an das, was ich vor ein paar Tagen gehört hatte – die ältere Dame aus der Wohnung unter uns war gestorben.

Sie war bereits im Altenheim gewesen, und nun, nach ihrem Tod, räumen sie auch das aus, was von ihr und ihrem Mann geblieben war.

Daher also der Lärm und die Rufe.

Als wir in das Haus einzogen, war sie schon fast bewegungsunfähig. Sie ging nicht mehr hinaus, und ich habe sie nie gesehen.

Nur ihre Blumen auf der Terrasse unter unserer Wohnung zeigten, dass sie noch lebte. Später vertrockneten auch die Blumen.

Einsamkeit ist der Alltag der großen Städte. Und man weiß nicht genau, wer sie genießt und für sie kämpft und wem sie Schicksal ist und mit ihr am Schluss stirbt.

Als ich die Treppe hinunterging, sah ich im Flur vor ihrer Tür ein Dutzend blaue IKEA-Taschen voller Bücher. Sie waren für ein anderes Leben bestimmt, nicht für den Müll. Das freute mich. Selbst in diesem Lärm und Getöse hatte jemand an die Bücher gedacht.

Wäre ich zufällig neugieriger oder unverschämter gewesen, hätte ich die Bücher durchwühlen und wenigstens ihre Titel ansehen können. So hätte ich wenigstens etwas über die Menschen erfahren, die hier gelebt hatten. Aber das tat ich nicht. Alles über sie wird mir weiterhin unbekannt bleiben.

Vor dem Haus sah ich außerdem einen Lastwagen und die Männer, die die Sachen hineinluden. Ein Lastwagen für zwei Leben. So scheint es am Ende zu sein.

Je weiter die Jahre vergehen und je mehr Bekannte und Unbekannte aus dem Leben verschwinden, desto mehr Platz wird für jene geschaffen, die in diese Reihe nachrücken. Irgendwo dort bin auch ich, ich nähere mich dieser Reihe, denke darüber nach, und eine gewisse Unruhe zieht durch meinen Bauch.

Ich dachte an meine Eltern und an ihre Leben, die auf dieselbe Weise vergangen sind. Das grüne Licht der Ampel vertrieb diese Gedanken, und ich ging über die Straße, irgendwie leicht und mit schnellen Schritten, während ich in Gedanken bereits in das hineinging, was ich gestern begonnen hatte.

Meine morgendliche Gewohnheit tut mir gut, dieses Hüpfen und Strecken, und die Lebendigkeit darin macht mir Freude und gibt mir Kraft.

Ich weiß es und spüre es: Mühelos steige ich die steile Treppe zu meinem Atelier hinauf.

Auf dem Heimweg gehe ich den Tag im Kopf noch einmal durch, blättere vor meinen Augen durch alles, was ich gezeichnet habe, und ahne, wohin es mich führen könnte. Schön ist es, wenn die Gedanken sich vervielfachen und der Fantasie kein Ende gesetzt ist.

Der Gehweg der Heilbronner Straße war mit vertrockneten Lindenblüten bedeckt. Wie ein

sommerlicher Schnee knistern sie unter meinen Füßen. Nur dass ich nicht ausrutsche.

Wenn auf meinem Weg die Allee mit den jungen Linden auftaucht, bin ich schon fast zu Hause. Unser Auto hat sich gelb angezogen, und an manchen Stellen leuchtet noch das Schwarz des Blechs hervor, wie ich sehe, als ich mich ihm nähere. Heute steht es nicht vor unserem Hauseingang, sondern bei Nummer fünf. Jeden Tag ist es anders, je nachdem, welcher Bewohner kommt und welcher Platz gerade frei ist. Alle sind damit einverstanden, und für alle ist es gut so.

Als ich vor unseren Hauseingang trat, erinnerte ich mich an den Morgen.

Alles war abtransportiert und ordentlich gereinigt worden.

Keine Spur von Möbeln, keine Spur von Büchern. Keine Spur davon, dass heute Morgen hier jemand gewesen war. Alles war erledigt.

Nur am Geländer vor dem Eingang, nebeneinander angelehnt, standen zwei Paar Krücken.

Wie ein Denkmal und als einziges, was von diesen mir unbekannten Menschen, von ihrer Liebe und von ihrem Leben in dieser Welt geblieben war.



Aus der Serie „Bündel vor uns“ (2021), Öl auf Leinwand, 34 x 30 cm.

Die Adresse

Egal, wie viel man durch diese Stadt läuft, und obwohl ich manche Straßen beinahe täglich entlanggehe, bleibt doch vieles unbemerkt.

Heute hat die Sonne nach mehreren Tagen einer seltsamen und hartnäckigen Kälte endlich wieder Wärme gebracht. Es ist Feiertag, die Menschen freuen sich auf den nahenden Sommer, und es gibt kaum jemanden, der nicht hinausgegangen ist. Und ich? Was sollte ich anderes tun? Die Schönheit ruft. Ich höre sie in meiner Seele widerhallen. Also stelle ich mich mit den anderen in die Sonne und wärme sie. Weder wird das Papier davonlaufen, noch wird mir jemand die Farben wegnehmen. Alles wird warten, bis ich zurückkomme.

Vor meinen Augen liegen der Park und der Lietzensee, und einem Menschen, der aus jener Gegend kommt, aus der ich gekommen bin, erscheint es, als stünde er vor dem Rhein oder dem Bodensee, umgeben von genau jenen hundertjährigen Pappeln.

Kein Hauch von Wind. Die Menschheit erlebt gerade die heißesten Maitage seit Beginn der Messungen, und mir tut diese warme Luft ausgesprochen gut. Einige Tauben pickten die Brotkrumen auf, die um eine Bank verstreut lagen. Merkwürdige Vögel: Erst blicken sie in die Ferne, dann senken sie den Schnabel in den Staub. Als würden sie auf irgendeinem nur für sie sichtbaren Monitor die Koordinaten der Krümel lesen, um sie anschließend aufzusammeln und zu verschlucken.

Eine von ihnen stieß mit dem Schwanz beinahe eine leere Bierflasche neben der Bank um. Sie bemerkte nicht einmal, wie das Glas gegen die Metallhalterung schlug. Die Flasche geriet ins Schwanken, hielt sich aber irgendwie aufrecht und kam schließlich wieder im Staub zur Ruhe. Die Taube setzte ihr Tun fort: einen Krümel aufnehmen, in die Ferne schauen, dann wieder den Schnabel nach unten. Der kurze Lärm hatte sie nicht im Geringsten gestört.

Die Sonne brennt, und ich spüre bereits, wie meine Stirn heiß wird. Aus dem Park dringen Stimmen und das Kreischen spielender Kinder zu mir herüber. Kinder freuen sich eben am ehrlichsten, denke ich, während ich von der Bank aufstehe. Und Kindheit, diese Jahre – sie scheinen ewig zu dauern, bis man eines Tages begreift, dass alles vergänglich ist und dass auch man selbst erwachsen und alt werden muss.

Erst jetzt, während ich gehe, merke ich, wie sehr mich die Sonne erwischt hat. Der Asphalt flimmert vor meinen Augen, und als ich vom Park auf den Kaiserdamm trete, suche ich die Seite auf, die noch im Schatten liegt. Ich bin mir nicht einmal mehr sicher, ob ich an diesen Häusern schon einmal vorbeigegangen bin. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnen, betrachte ich sie im Vorübergehen.

Auch hier setzt sich die Pracht fort. Wahrscheinlich der glänzendste Abschnitt der Geschichte dieser Stadt. Restaurierter Barock und Jugendstil prägen noch heute die Fassaden.

Mein Blick bleibt an den Ornamenten hängen, und meine Augen wandern von Balkon zu Balkon. Dahinter beginnen bereits die Wohnungen, von der Straße aus betrachtet, und die Geheimnisse, die sie in sich tragen.

Ich träume, und plötzlich befinde ich mich selbst in einem dieser Räume. Als hätte ich hier gelebt, als wäre ich Maler und Dichter gewesen und würde nun mit anderen in einem großen, schönen Zimmer sprechen. Ich begegne Künstlern, deren Werke ich seit meiner frühen Jugend kenne.

Vogelgesang vermischt sich mit dem Klang kristallener Gläser und dem angenehmen Murmeln der Gespräche. Alles wirkt leicht. Der Raum ist voller Sonnenlicht, und ein Windstoß, der durch die offenen Fenster zieht, bewegt die Haare und die Säume der Kleider junger Frauen.

Eine Sirene beendet alles.

Ich kehre zurück, mit dem Kopf auf das Pflaster der Straße.

An Hausnummer 114 befindet sich eine steinerne Tafel. „Erich Maria Remarque lebte 1925 in diesem Haus“, steht darauf, und ich muss lächeln. Fast hätte ich ihn dort oben in jener Wohnung angetroffen, bevor das Auto hupte und alles zerstörte.

Wäre er dort gewesen, hätten wir gewiss über Kunst und Liebe gesprochen. Weder er damals noch ich heute konnten wissen, was aus uns werden würde, und in was sich unsere Leben verwandeln würden.

Mit seinen Romanen sind wir aufgewachsen. Die Kriege, von denen er schrieb, lagen damals bereits weit zurück. Vergangenheit – das unglückliche Leben derer vor uns und die Kindheit jener, die später unsere Eltern wurden. Im Leben wie in den Romanen waren die Geschichten dieselben.

Beim Lesen von Remarque lebte ich die Leben von Soldaten, Flüchtlingen und Lagerinsassen.

Im wirklichen Leben war ich Nachkomme jener Menschen, die die Schrecken seiner Romane selbst erlebt hatten. Daraus lernten wir, Menschen zu sein, und seine Bücher wurden zu Leitern, auf denen wir unser Bewusstsein errichteten.

In meiner damaligen Jugend glaubte ich, die Kriege seien vorbei. Dass sich etwas so Schreckliches niemals wiederholen könne und für immer der Vergangenheit angehöre. Und dass die Nummer 509 nie wieder jemandem in die Haut des Unterarms tätowiert würde.

Die Jugend ist naiv. Heute weiß ich das sehr gut.

Wieder leben wir mit Kriegen und denselben Schrecken. Wieder leben wir im Exil.

Die Straße ist laut, und während ich vor dem Eingang der Hausnummer 114 stehe, wird mir klar, dass Remarque und ich fünf Jahre lang Zeitgenossen waren. Hätten wir uns tatsächlich begegnet, wäre er der große Schriftsteller gewesen – und ich nur ein Kind.



„Wolkenlos“ (2023), Öl auf Leinwand, 180 x 180 cm.

Author:in: Velimir Ilišević, 1965 im eh. Jugoslawien geboren und aufgewachsen, lebt seit 1989 in der Schweiz. Als Maler und Verfasser literarischer Texte bewegt er sich zwischen Bild und Sprache, Erinnerung und Gegenwart. Heute lebt und arbeitet er in Stein am Rhein und Berlin. Er ist seit 2010 Mitglied von VISARTE Schweiz. Sein Werk wurde international ausgestellt und in zahlreichen Publikationen renommierter Kunsthistoriker wissenschaftlich gewürdigt und besprochen, u. a. von Dr. Wolfgang Ullrich. Seine literarischen Texte erschienen bislang in Zeitschriften und Zeitungen.

Kontaktinformation: velimir@ilisevic.com